



# Feierstunden

\* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. \*

Nr. 155.

Donnerstag, den 6. Juli 1905.

20. Jahrgang

## Eugendschuld!

Roman von Freifrau S. von Schlippenbach. (Herbert Roulet.)

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Da war er wieder, jener warme Herzonston, der sich selten Bahn brach und die sonstige Kälte der Komtesse Sören mit einem Schlag dahinschmelzen ließ, daß das schöne, strenge Gesicht von einem Licht durchleuchtet wurde, und es doppelt anziehend erscheinen ließ. — Großmutter und Enkelin plauderten noch eine Weile. Dann trennte man sich für die Nacht. Graf Olaf war müde und meinte, auch Edwina müsse es sein. —

Nein, sie war es nicht, sie saß am weit offenen Fenster ihres Zimmers. Die Luft strömte sommerlich warm herein und doch mischte sich schon ein Hauch des nahen Herbstes darin, eine frische Herbheit drang vom Fluß herüber. Es war ganz windstill und das bunte Laub der Bäume flüsterte leise. Aus einer der Villen drunten sang Gefang in abgerissenen Tönen, eine traurige, schwedische Volksweise, von einer Frauenstimme gesungen. Das Licht des Mondes war noch neu, aber zahllose Sterne durchfunkelten den Himmel, und der Strom glitzerte in ihrem Schein. Edwina hatte den Kopf auf die Hand gestützt, sie dachte an die kurzen Tage, seit sie von Hause abgereist, an die lange Eisenbahnfahrt und — an die Seereise. In Stettin hatte sie den Dampfer gegen Abend bestiegen, um nach Kopenhagen zu reisen, sie fürchtete sich vor der Seefrankheit und hatte sich gleich in ihrer Kajüte ausgestreckt. Erst als es unerträglich heiß in dem engen Raum wurde und das Schnarchen ihrer Kajütengenossin, einer dicken alten Dame, sie am Einschlafen hinderte, als das Schiff auf offenem Meer dahinglitt, von keiner Welle gehoben, erst da entschloß die Komtesse sich, auf Deck zu gehen. Sie kleidete sich leise an und warf einen langen dunklen Mantel um, ein Spitzenshawl verhüllte halb den Kopf, dann ging sie nach oben.

Alle Passagiere schliefen, es mußte Mitternacht sein, lautlos stand der Steuermann auf seinem Posten, und der Dampfer glitt durch das Wasser, das sanft plätschernd an die Planke schlug. Edwina lehnte sich an die Schwanz des Schiffes, sie war so tief in Gedanken, daß sie die Schritte überhörte, die sich ihr näherten. Sie dachte an Thörner, und daß er jetzt mitten im Manöver war; ihre letzte Unterredung mit ihm war entscheidend gewesen, sie hielt sich für gebunden. Ein Gefühl tödlicher Langeweile kam über sie, wenn sie sich ihr zukünftiges Leben vorstellte, und sie gähnte herhaft. Und plötzlich hatte sie das Gefühl, daß sie sich ausleben möchte, daß sie gern die Leidenschaft kennen würde, von der sie in den Büchern gelesen, daß sie viel zu empfangen und alles hinzugeben fähig sei.

Ein leises Geräusch ließ sie aufschauen, ein Mann stand neben ihr, er blickte auf sie nieder und sagte:

„Ich hoffe, ich höre Sie nicht, mein Fräulein!“

Edwina warf den Kopf in den Nacken zurück.

„Ich denke, es ist genug Raum für Sie und mich auf dem Verdeck, mein Herr“, entgegnete sie sehr von oben herab.

Der Fremde lachte leise.

„Das soll heißen: Warum entfernen Sie sich nicht?“ versetzte er mit einer fremdländischen Betonung. „Nun, ich dachte, daß jemand angesichts dieses großartigen Schauspiels nicht an Freiheiten denkt.“

„Sie sind wirklich merkwürdig offen, mein Herr, für eine Bekanntschaft, wenn ich es so nennen soll, von zwei Minuten.“ „Mag sein; ich sage immer, was ich denke.“

Beide schwiegen und blickten auf das Meer, das einen phosphoreszierenden Glanz angenommen, jenes märchenhafte Leuchten, das der See zuweilen eigen ist und steis die Bewunderung des Reisenden hervorruft.

„Wie schön“, sagte Edwina unwillkürlich; sie erhob sich und ging bis zur Spitze des Dampfers, der Fremde folgte ihr. Eine Schiffslaterne warf ihr mattes Licht auf die beiden Passagiere, die hier allein das schöne nächtliche Schauspiel genossen.

„Es ist ein ganz alter Mann“, dachte die Komtesse beruhigt; „er hat weiße Haare.“

„Sie muß Schwedin sein, solch goldblonde Flechten haben nur die Töchter Skandinavien“, fuhr es ihm durch den Sinn.

Edwina hat es später nie gewußt, wie es gekommen, daß sie über eine Stunde mit dem Fremden gesprochen, sie kannte seinen Vorten mit einem Gefühl des Interesses, das sie bisher nie gekannt. Er sprach wunderschön und schilderte in glühenden Farben den Süden, Indiens Zauberwelt, er erzählte von der großartigen Natur Amerikas, von den Einöden Africas und von den Eisregionen der arktischen Länder. Wie ein buntes, farbenprächtiges Kaleidoskop schien die Beschreibung; das junge Mädchen war gesesselt. Das Haupt leicht zurückgezogen, blickte sie zu „dem Alten“ empor, der mit gekreuzten Armen an dem Mast lehnte, denn sie waren wieder auf dem früheren Platz, in der Mitte des Dampfers. Edwina erhob sich und sagte sich, es sei Zeit für sie, in ihre Kajüte zu gehen. Was hätte Graf Thörner zu diesem nächtlichen Tete-à-Tete wohl gesagt? Er, der Korrekte, hätte sie gewiß getadelt, obgleich der Fremde alt war mit seinen weißen Haaren. Aber merkwürdig gerade hielt er sich trotzdem noch.

Etwas wie Trost war über Edwina gekommen, es reizte sie jetzt noch, das zu thun, was Thörner mißfallen hätte. Später würden die Jahre an seiner Seite ohnehin öde genug verlaufen. Es war ein Bedant, ein Normenmensch, dessen Nüchternheit und Mangel an Verständniß für alles, was nicht in streng geregelten Bahnen lief, ihr bekannt war.

Nun schreiten die beiden einsamen Reisenden nebeneinander auf und nieder, Edwina ist erstaunt, wie gut sie sich unterhält, wie schnell Rede und Gegenrede wechselt. Es ist nichts Persönliches in ihrem Gespräch, er weiß nicht wer sie, sie weiß nicht, wer er ist, dennoch fliegt der Fangball lebhafter Unterhaltung zwischen ihnen hin und her. — Die Schiffsuhr schlägt halb zwei.

„So spät!“ ruft Edwina. „Ich muß nun doch wieder in die heiße Kajüte.“

Ehe er ihr noch etwas sagen kann, ist sie verschwunden. Sie hat unten die runde Luke geöffnet, läßt streicht die Nachlust ihr um Hals und Wangen, das junge Blut pulsirt in den Adern und klopft in den Schläfen.

Allmählich kommt der Schlaf und drückt Edwinas Bilder zu. „Unkorrekt, höchst unkorrekt!“ würde Frantz sagen. Mit diesem



# Der Humorist



Freibesilage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 26.

Donnerstag, den 6. Juli 1905.

20. Jahrgang.

## Warum?

In die Dornen fiel ein Falter,  
Stach den kleinen Leib sich wund;  
Köslein lachte: „Armer Schwärmer.  
Triebst es aber gar zu bunt!“

Sterbend sprach der kleine Falter:  
„Warum bist du auch so schön?!  
Deshalb habe ich die Dornen,  
Die dich schützen, nicht geschnitten.“

(Nachdruck verboten.)

## Amandus Bitterling's Verlobung.

Humoristische Skizze von Walter Meyberg.

Er war Kommiss in einem kleinen Städtchen mit unaussprechlichem Namen, wie sie im Osten Deutschlands ja nicht selten zu finden sind. Wüt etwa über 3000 Einwohnern gesegnet, war das Dörfchen freilich nicht sehr großartig angelegt, und so ist das Geschäft der Kolonialwarenhändler Thomas Ueberbein trotz seiner Einzigartigkeit das größte am Platze. Dort wirkte er, Amandus Bitterling, mit rührender Gewissenhaftigkeit als „Mädchen für Alles“, obgleich in dem Insferat, durch welches er in diese bemeddlerliche Position gelangt war, nichts davon zu leien war, daß er nach absolviertem Lehrzeit, mit tüchtigen Kenntnissen versehen, nochmals Lehrling- und Hausknechtsarbeiten mit übernehmen sollte. Dazu war sein Posten doch sonst verantwortungsvoll genug! Aber der Chef hatte gleich im Anfang mit bestrafender Liebenswürdigkeit ihm all' diese kleinen unangenehmen Nebenbeschäftigung aufzubürden gewußt, so daß sich Amandus durch die Uebertragung derselben noch sehr geehrt fühlte.

Es soll dies nur erwähnt sein, um zu zeigen, daß der Kommiss der Firma Ueberbein eine rührende Seele war, daß er sich mit seinem Lammherzen und einem „Gott will es“ in alles schickte. Und das ist manchmal gut heutzutage!

Man sagt, daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnt, wenigstens wohnen sollte. Hätte man nach diesem Worte von Bitterlings Ueberherem auf seine moralische Qualität schließen sollen, so wäre jeder ehrbare Bürger dem armen Amandus als einem verruchten Bösewicht schon von weitem aus dem Wege gegangen, denn er war nicht schön, die Grazien hatten ihm an seiner kleinen Wiege ostentativ den Rücken gekehrt. Rothe Haare Sommersprossen, und das Fehlen der Schneidezähne pflegt man ja allgemein schon nicht als körperliche Vorzüge aufzufassen, wenn sich aber hierzu noch ein Glasauge gesellt und das Unvermögen, den R-laut auszusprechen, so kann man billig nicht verlangen, daß andere an diesen Reizen sich berauschen. Und so war es hier. Diese Vernachlässigung der Natur — bis auf die schlenden Bähne und das Glasauge, welche die Quittung über eine verunglückte Friedensstifterei bildeten — hatten ihn eben auch nach diesem verlorenen Nestle getrieben. Denn überall hatte man für seine Dienste nach Kenntnissnahme der Details seiner Bewerbung — denn eine Photographie schickte er nie ein — ebenso höflich wie dringend gedankt.

Amandus Bitterling diente also Merkur als eifriger Jünger und hatte durch das Bedienen im Laden Gelegenheit, mit den mehr oder weniger Schönen des Städtchens in geschäftliche Verbindung zu treten. Mit bezaubernder Eleganz erwischte er die Salzheringe am Schwanz, um sie in schäferndem Bogen auf das Einwickelpapier zu plazieren, mit unnachahmlicher Grandezza führte er die Mehlschiffe nach dem blauen Beutel auf der Waage

und keiner vor ihm hatte den Schweizerkäse so rasch und dicht geschnitten als er — das war eine Stimme in dem großen Kundenkreis. Daß ein junger Mann von 24 Jahren nun auch seine Augen — in unserem Falle sein Auge — hier und da etwas tiefer in die verschiedenen blauen und braunen Mädchengesichter senkte, ist natürlich. Unnatürlich wäre es auch gewesen, wenn Bitterlings Blut nicht das eine oder andere Mal in höhere Wallung gerathen wäre, und das geschah denn auch ganz besonders, wenn Postmeisters draule Rosa ihre Stärke bei ihm holte. Sie kam alle acht Tage, denn Postmeisters wünschen wöchentlich, die konnten sich das leisten. Die verwittwete Frau Steuerinspektor meinte zwar, dieser Luxus wäre eben nötig, weil die Leute zu wenig badeten — Gott! Wo gibt es nicht böse Jungen! —

Er hatte also ein kleines Haible für die Vorzüge des postmeisterlichen Aschenbrödels, nicht, als ob er an eine Verbindung für immer gedacht hätte, ob nein, da wollte er doch noch warten. Aber er wollte, wie die andern jungen Leute,

„wenn die schönen Frühlingssabende kommen, wenn der Fliederduft schwül auf den Wegen der Stadt promenieren, — liegt und die Philomele im zarten Grün der Sträucher singt“,

wie er so schön im Intelligenzblättchen gelesen hatte, auch Sonntags „mit“ bei seinem Glase Bier sitzen und nicht nur zusehen, wenn andere sich im Tanz drehen.

Aber wie sollte er Rosas Herz gewinnen? — Wie oft schon hatte er kleine Angriffe verübt mit Gummimännern, Mäzenbonbons und Schokolade, bis ihn eines Tages der gestrenge Prinzipal fragte, ob er denn sein ganzes Lager ausräumen wollte. „He! Uebe'bein“, hatte es sich empört und gequält seinem empörten Busen entrunnen, — aber er wagte es nicht mehr, andere auf Kosten der Firma glücklich zu machen. So hatte er sich einen eigenen Vorrath angekauft, aus dem er seine kleinen Liebenswürdigkeiten schöppte.

Dann kam der Tag, an dem sein Herz zum Springen voll war. Heut mußte er „ihr“ sagen, wie es um ihn stand. Denn das große Pfingstschießen des Schützenvereins war nahe, und bei dieser Feierlichkeit wollte er doch nicht wieder ohne Begleitung sein. Es war Montag. Rosa erschien, um ihr obligates Stärkemittel zu holen mit einem verlangenden Blick in der Richtung nach dem kleinen jüßen Kästchen Bitterlings. Bebender Hand langte er den kleinen Kästchen mit dem weißen Lehenkopf darauf herunter. Sie waren allein im Laden — die Gelegenheit war günstig — er vollendete es.

„O, Fäulein 'osa!“ stammelte er, indem das eine Auge liebesdrunken auf ihrem kleinen niedlichen Gesicht weiste, während das andere wie hypnotisiert ein Schild „Prima Glanzwicke Phönix“ figurierte, „O, Fäulein 'osa“ (Fortsetzung folgt.)

## Humor im Berliner Gerichtssaal.

Er hat nichts gefunden.

Ich jlobe nich, det se mir hier uß' Kriminal wat anhaben könn'. Ich habe nich betrogen um nich funduntergeschlagen —

Richter: Vorläufig schweigen Sie nur und sezen Sie sich dorthin.

Angell.: Wenn' nich anders jeht, dann man rin in' Sperrsig.

Richter: Sie sind der Tischler Manzel?

Angell.: Det muß ich allerdings jestehn; der Tischler Manzel bin ic, aber allens Andere det bestreite ic.

Richter: Sie gingen om 14 April über den Belle-Allianceplatz.

Sie, den sie immer undeutlicher hört, ist die Komtesse eingeschlafen.

Sie schläft lange am andern Morgen und ist eine der letzten, die in den großen Speisesaal kommen, wo der Kaffee getrunken wird. Graf Sören begrüßt seine Tochter neckend als Langschläferin.

„Soll ich ihm sagen, daß ich bis halb zwei oben war in Gesellschaft eines Fremden!“ denkt Edwina mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit. Sie hebt die Augen, denn sie fühlt, daß jemand sie schaftigt; ihr gegenüber sitzt der „alte“.

„Nein, er ist nicht alt, nur das Haar ist greisenhaft; er kann höchstens einige Dreißig sein, keine Runzel in dem bräunlichen Gesicht, kein Zeichen des Alters in den männlich schönen Zügen, über denen ein Hauch von Schwermuth liegt, der seltsam gegen das Feuer der braunen Augen absticht. Der Fremde hat sich erhoben und macht eine tadellose Verbeugung. Graf Sören sieht es nicht, er hat bereits sein Frühstück beendet und liest die Zeitung.

Edwina neigt leicht das Haupt, sie vermeidet es, hinüberzusehen; bald darauf verläßt der seltsame Reisende den Speisesaal.

„Wie mag er wohl heißen?“ denkt sie mit weiblicher Neugier; als seine breitschulterige kräftige Gestalt verschwindet; er ist so groß, daß er sich in der That etwas büßen muß.

Alle Reisenden sind jetzt auf Deck. Der Tag ist löslich und sonnig, leichte, weißgekrönte Wellen kräuseln die grünliche Wasserfläche.

„Wir bekommen wohl Sturm, Kapitän?“ fragte eine ältliche bleich aussehende Dame.

„Na, ein bisschen frisch wird es wohl wehen“, lautet die geäffnete Antwort, „bitte, meine Herrschaften, ehe Sie der See-krankheit ihren Tribut zahlen, sich in das Fremdenbuch einzuschreiben, es liegt im Kartenshause. Ich mache bereits meine dreihundertste Reise von Stettin nach Gothenburg, da ist es mir interessant, die Namen meiner wertlichen Gäste als Andenken aufzubewahren.“

Edwina und ihr Vater sind fast die letzten, die in das Kartenshause treten; dort liegt ein dickes, schön gebundenes Buch auf dem Tisch; eben hat sich der weißblödige Kopf des Fremden darüber gebeugt, jetzt überreicht er Graf Sören mit einer verblüfflichen Bewegung die Feder. Edwinas Vater sieht seinen Namen auf das Papier, nun soll sie das Gleiche thun. Vorher aber sieht sie:

„John Field.“

„Weier nichts. Also so heißt der Fremde. Charakteristisch und fest ist die Handschrift.“

Die Komtesse hat ihrerseits geschrieben:

„Edwina Komtesse Sören.“

Sie weiß, daß die dunklen Augen ihrer Feder folgen, wie ein magnetischer Strom geht es von ihm zu ihr.

„Welch eigenbümliche Erscheinung“, bemerkt der Graf zu seiner Tochter in Bezug auf den Fremden: „John Field“, der Name sagt wenig, aber trotz des Anzuges und des auffallenden Auftretens könnte ich wetten, daß er ein Gentleman ist.“

Dieselbe Überzeugung hat Edwina auch, sie beobachtet im Stillen ihren Bekannten von der vorigen Nacht; er unterhält sich mit dem Kapitän oder geht auf dem Verdeck auf und nieder. Das Schiff tanzt auf den immer größer werdenden Wellen, nach und nach verschwinden die Reisenden in ihren Kajüten, die See-krankheit fordert ihren Tribut. Auch Graf Sören ist im Begriff, hinunterzugehen.

„Bleibst Du hier?“ fragte er seine Tochter, „es wäre vielleicht besser, Du legtest Dich unten hin.“

„Wir ist aber noch ganz wohl, lieber Vater“, versetzt das junge Mädchen lachend, „ich hoffe, ich bleibe gesund.“

Sie sieht bilbühnisch aus mit den frisch gerötheten Wangen und dem vom Winde zerzausten Goldhaar, das, nicht wie sonst zierlich frisiert, ihren Kopf umgibt. Jetzt flattert es in schimmernden, losen Löckchen um die weiße Stirn.

Nun ist sie fast allein auf dem Deck; nur ganz am Ende des Dampfers sitzen einige Herren und rauchen und sprechen, ohne sich um die Schwankungen des Schiffes zu kümmern. Unter den dunklen Wimpern, die Edwinas Augen so malerisch umsäumen, blickt sie nach John Field aus. Er ist nirgends zu sehen. Ob auch er die See-krankheit fürchtet? Doch nein, das ist unmöglich. Dieser feste Schritt auf den Planen des Verdecks, die straffe Haltung verrathen, daß er mit dem Meere vertraut ist. Edwina atmet tief und sieht mit Entzücken auf das erretzte Element. Ein Gefühl der Freiheit kommt nunmehr über sie, ein Gefühl des Losgelösteins von einengenden Fesseln.

„Ich wäre Seemann geworden“, denkt sie begeistert; „wenn ich ein Mann wäre, hätte ich diesen Beruf erwählt.“

Sie zieht zusammen, da kommt der Fremde. Das ist sein Schritt, leicht und fest nähert er sich der Stelle, wo sie steht.

„Guten Morgen, gnädiges Prinlein“, sagt die sonore Stimme, „ich freue mich, daß Sie allein von den Damen noch oben sind.“

Sie neigt leicht das Haupt.

„Guten Morgen“, erwidert Edwina ruhig, obgleich sie ihr Herz schneller klopfen fühlt, als es sonst dieser wohlzogene Muskel tut.

Sie schweigen eine Weile, der salzige Gischt der Wellen spritzt empor und neigt das Verdeck, einzelne Tropfen treffen das Gesicht der Komtesse.

„Haben Sie gut nach unserer nächtlichen Wacht geschlafen?“ fragt John Field, sich etwas über sie beugend. Sie muß den Blick erheben, wenn sie nicht unhöflich sein will, und sie tut es mit einer gewissen Schüchternheit, die ihr sonst fremd ist, ihr, der Zielbewußten, innerlich Ruhigen, die nichts bisher aus dem Gleichgewicht gebracht hat.

„Sehr gut habe ich geschlafen“, entgegnet sie lächelnd. Dieses Lächeln verschont die strengen Züge so sehr, daß John Field sie reizend findet.

Und sie erräth seine Gedanken sofort, aber statt sich, wie sonst bei ähnlichen Anlässen zu ärgern, ist ihr diese Bewunderung nicht unangenehm. Jetzt, beim Sonnenlicht, sieht sie, daß er noch jung ist, jünger, als sie gedacht. Weshalb das weiße Haar?

„Sie sind ja viel gereist“, beginnt sie, um etwas zu sagen, und das lange Schweigen zu brechen, das sich zwischen ihm und ihr bemerkbar macht. „Bitte erzählen Sie mir von den Meeren, die Sie kennen; ich stelle sie mir ebenso verschieden vor wie die Länder der Erde; es ist immer mein Wunsch gewesen, die Welt kennen zu lernen, als Frau werde ich es wohl nie.“

Die letzten Worte sprach sie mit einem Seufzer.

Und wieder lauscht sie hingerissen seiner farbenreichen Schilderung, wieder tritt bei seiner Rede alles fast greifbar vor ihren inneren Blick. Sie unterbricht ihn durch Fragen, die zu neuem Gesprächsstoff Anlaß geben, und die Zeit flieht, ohne daß sie es merkt. Nach und nach schleicht ein gewisses Unbehagen über sie, der Wind hebt und senkt das Schiff immer höher, das ganze Verdeck ist nass.

„Ich denke, ich muß nun auch hinuntergehen“, sagt Edwina, sie ist sehr bleich und ihr ist schwindelig zu Muth. Sie macht einige unsichere Schritte und gleitet aus, da fühlt sie einen Arm um sich.

„Stützen Sie sich auf mich!“

Wie Befehl klingen die Worte, aber ihre Kraft versagt, da wird sie wie eine Feder aufgehoben und in das Kartenshauß getragen; dort legt John Field sie auf das Sofa.

„Rufen Sie alle Ihre Willenskraft herbei, wollen Sie nicht seefrank werden“, sagt er kurz, „und hier trinken Sie, das wird Ihnen gut thun.“

Edwina gehorcht und leert das Glas, das er ihr an die Lippen hält, das er aus einer Feldflasche füllt, die er bei sich trägt. Es ist ein schwerer feuriger Wein, der glühend durch ihre Adern rollt. Eine Weile liegt sie still, mit geschlossenen Augen da; die horizontale Lage thut ihr gut, desgleichen das edle Nebenblut.

„Wollen Sie nicht seefrank werden“, sagt noch einmal die markige Männerstimme, dann entfernt Field sich diskret.

„Ja, muß thun, was er will“, denkt Edwina. „Welche Macht hat er über mich!“

Ihre jungfräuliche Herbheit hat sich bisher stets gegen die Beeinträchtigung ihres freien Willens gesträubt, jetzt schien es ihr, als müßte alles so sein, wie er es bestimmt. Eine Mäßigkeit kommt über sie, der sie nachgibt; sie schläft fest ein. Sie weiß nicht, daß John Field hin und wieder nach seiner Patientin sieht, daß die ernsten Augen lange auf ihren klassisch schönen Zügen ruhen, auf der schlanken Gestalt und den weißen Händen, die hilflos wie die eines Kindes zu beiden Seiten des Körpers liegen.

„Ausgeschlafen“ fragt Field mit einem fröhlichen Ton, als Edwina zwei Stunden später erwacht. Sie gähnt herhaft und will aufstehen.

„Liegen geblieben!“ befiehlt er, „so dieses Kissen unter den Kopf ist eine Vergünstigung, die ich Ihnen gestatte.“

Er schiebt ein Kissen unter das blonde Haupt, wobei er es leicht emporhebt.

„Denken Sie, daß ich ein Krankenpfleger bin, Komtesse“, sagt er lachend, „auf der Reise schwinden die strengen gesellschaftlichen Regeln, denen wir uns sonst slavisch bingen, da tritt oft nur der Mensch dem Menschen gegenüber, was ich immer für einen Vorheil halte.“

„Wie ist jetzt die See“ fragt Edwina.

„Sie geht noch hoch, doch wird sie sich gegen Abend beruhigen“, entgegnet Field zuversichtlich, „wir werden eine schöne Fahrt haben, übrigens kommen wir ja in einigen Stunden in Kopenhagen an. Jetzt aber müssen Sie essen, ich werde etwas bringen.“

(Fortsetzung folgt.)